



Daniel Daub

*Die böse Hälfte*

Thriller

AAVA  
VERLAG

Daniel Daub

# Die böse Hälfte

Thriller

LESEPROBE

© 2014 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2014

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: 58979206 - Mysterious Man© lassedesignen

Printed in Germany

AAVAA print+design

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-1143-4

Großdruck: ISBN 978-3-8459-1144-1

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1145-8

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1146-5

Sonderdruck: Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

**AAVAA**  
VERLAG

## KAPITEL 1

Das Rathaus stank.

Von außen betrachtet, besaß es durchaus verschiedene Merkmale einer Kathedrale mit spitzen Giebeln im gotischen Stil. Die grauen Mauern zeigten sich an manchen Stellen efeuüberwuchert und liefen in zierlichen Türmen und verwinkelten, asymmetrischen Erkern aus. Umsäumt war das ganze Gebäude von einem schwarzen Gitterzaun mit Speerspitzen. Im Vorgarten ragte eine Reihe erhabener Kiefern in regennassem Geäst auf. Die Fenster des Gebäudes riefen mehr die Assoziation von Schießscharten einer mittelalterlichen Trutzburg hervor. Ein Schotterweg führte bis an eine Freitreppe, die in einer automatischen Glastür mündete, welche sich unter einem mit robusten Stützpfeilern ausgestatteten Vordach

befand. Betrat man das Foyer, zeigten sich dem Betrachter klaustrophobisch enge Gänge, die sich mit abgewetztem Linoleum arg vernachlässigt zeigten und denen irgendwie das Tageslicht abhanden gekommen war. Und über allem lag ein süßlichschwerer Geruch, der jeder Beschreibung spottete.

Das gesamte Jahr, in dem Johannes in diesem Gebäude arbeitete, rätselte er schon über diesen Geruch und die Mixtur mutete an, wie eine Mischung aus billigem Rasierwasser, Krankenhaus, chemischen Reinigungsmitteln und altem Schweiß. Obgleich nahezu jedem öffentlichen Gebäude eine gewisse Note Mief anhaftet, wunderte sich Johannes jeden Morgen erneut über seine Unfähigkeit sich daran zu gewöhnen. Paradoxerweise schien jedoch niemand der anderen Bediensteten sich daran zu stören. Zumindest wurde nie in Johannes' Beisein davon gesprochen, geschweige denn etwas dagegen unternommen.

In Johannes' engem Büro war es nicht viel besser. Die besondere Penetranz mit der das

Aroma auch hier durchschlug, versetzte ihn immer wieder aufs Neue in Erstaunen. In diesem Raum jedoch gesellte sich ein unverwüstlicher Zigarettengeruch wie ein Dieb auf leisen Sohlen hinzu, der sich an Wänden und Decke festgebissen hatte und welcher dem Potpourri an Gerüchen noch die Krone aufsetzte. Als man Johannes vor etwas mehr als einem Jahr das Büro zugewiesen hatte, waren die Wände noch gelb gewesen. Damals war Johannes noch tapfer genug, die geschmacklosen Jugendstilbilder von der Wand zu nehmen, welche sein Vorgänger dort hängen gelassen hatte, sodass unter dem Rahmen sorgfältig abgezeichnet eine weiße Tapete zum Vorschein kam. Johannes erzählte man damals, dass das Zimmer vor ihm jemandem über ein Jahrzehnt gehörte, der am Tag zwei Päckchen Zigaretten geraucht hatte – dazu noch filterlose – und schließlich einem Herzinfarkt erlegen sei, weil die Herzkranzgefäße dicht waren. Um wenigstens den Schein von Anstand zu wahren, ließ die Hausverwaltung

die Tapete mit weißer Farbe überstreichen und entsorgte zudem gratis die nikotingelben Vorhänge, welche seit einigen Jahren die Konfrontation mit einer Waschmaschine konsequent vermieden hatten.

Auch an diesem Morgen betrat Johannes sein kleines, dunkles Loch und ließ sich in den klapprigen Schreibtischstuhl sinken, dessen abgewetztes Leder unter seinem Gewicht stöhnte. Er zog seine Thermoskanne aus der Segeltuchtasche und goss sich einen Becher rabenschwarzen Kaffee ein. Praktisch seit Dienstantritt brachte er seinen Kaffee von zuhause mit und verzichtete bewusst darauf, ihn sich auf der Arbeit unter Zuhilfenahme einer Kaffeemaschine und der rathäuslichen Wasserversorgung zuzubereiten. Ganz zu Anfang war ihm aufgefallen: So man frühmorgens den Wasserhahn aufdrehte, stieß dieser sogleich einen Schwall rostrottes Wasser aus, bevor sauberes heraus strömte. Und da Johannes an seinem Leben hing, brachte er sich seinen Kaffee fortan von zuhause mit, obwohl das

Umweltamt ihm auf seine Anfrage hin die Unbedenklichkeit der Trinkwasserqualität im Rathaus bescheinigte. Na ja, so was in der Art hatten sie bei Contergan auch gesagt.

Er nippte gerade an dem starken Gebräu, als das Telefon läutete. Johannes seufzte. Der Name *Pfefferkorn-Schmidt* leuchtete auf dem Display des Telefonapparates auf.

„Was will die Alte denn schon um diese Uhrzeit?“, murmelte er und setzte missmutig den Kaffeebecher ab. Nach dem vierten Läuten ergriff der den Hörer. „Bernhard.“

„Herr Bernhard, kommen sie mal bitte rüber in mein Büro!“, krächzte seine Vorgesetzte maschinengewehrartig durch die Leitung.

„Ja, bin schon unterwegs.“

Nachdem Johannes aufgelegt hatte, nahm er noch einen überdimensionalen Schluck Kaffee, an dem er sich fast verschluckte, verließ seine kleine Kammer und ging in das ungleich größere Büro am anderen Ende des Ganges. Johannes klopfte an der Bürotür und trat ohne auf ein Herein zu warten kurz darauf ein.



Frau Pfefferkorn-Schmidt, die Leiterin der Kämmerei, besaß ein pedantisch aufgeräumtes Büro. Ordnung zu halten, war für sie das elfte Gebot. Dazu zählte auch die Vorliebe sämtliche Kugelschreiber und Stifte auf ihrem Schreibtisch auf einer fiktiven Gerade exakt auszurichten, ebenso folgten die Kanten der gestapelten Akten und Schriftstücke der gleichen Flucht. Zudem mussten alle Bilder und Kalender an den Wänden in derselben Höhe angebracht sein. Alles was mit Stufen, geometrischen oder asymmetrischen Anordnungen zutun hatte, brachte anscheinend ihr „System“ durcheinander. Johannes hatte auch recht schnell erfahren, dass ihr geradezu krankhaftes Interesse an banalster Alltagsbürokratie, verbunden mit ihrer diesbezüglichen Einmischung, ihre Auffassung von Fleiß war. Ihre Unschlüssigkeit als Führungskraft erklärte sie sich mit Vorsicht, und die blinde Sturheit war wohl ihre Form von Entschlossenheit. Johannes sah darin den Beweis für Rein-

karnation erbracht: Der Teufel wurde als Beamte wiedergeboren.

Als Johannes eintrat, war sie gerade damit beschäftigt ein Blatt Papier exakt dreimal in der Mitte zu falten und in den Papierkorb zu legen – nicht zu werfen, sondern zu legen.

„Setzen sie sich, Herr Bernhard“, wies sie ihn an, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Johannes kam der Aufforderung nach und nahm auf dem Besucherstuhl vor dem mahagonifarbenen Schreibtisch Platz, der mehr mit einem Flugzeugträger gemeinsam hatte als mit einem Büromöbel.

Frau Pfefferkorn-Schmidt zog in einer energischen Bewegung die vor ihr liegende Unterschriftenmappe zu sich heran, klappte sie in einer fließenden Bewegung auf und überflog durch ihre Bifokalbrille den Inhalt. Es handelte sich um ein Schriftstück, das Johannes ihr am Tag zuvor zur Unterschrift vorgelegt hatte. Schließlich sagte sie ohne aufzublicken: „Fällt ihnen dabei nichts auf, Herr Bernhard?“

Sie schob ihm die Mappe herüber, und Johannes erkannte darin das Anschreiben an die Abgeordneten des Stadtrats, welches er selbst angefertigt und der zuständigen Amtsleiterin zur Unterschrift vorgelegt hatte. Johannes war leidensfähig genug, sich schnell daran zu gewöhnen, dass seine Vorgesetzte an grundsätzlich allem etwas zu meckern hatte. Auch wenn er sich noch soviel Mühe mit einem Brief gab, er erhielt ihn mindestens drei Mal zurück mit der Bitte um Korrektur, war sein Entwurf auch noch so tadellos. Für Frau Pfefferkorn-Schmidt war es offensichtlich eine Lebensaufgabe. Manchmal fragte sich Johannes, ob es sie nicht einfach nur anmachte, da ihr Verhalten durchaus sadistische Qualitäten besaß. Fand sie nicht den obligatorischen Kommafehler – der meist keiner war – zum Hinzufügen oder Wegstreichen, machte sie ein oder zwei Randbemerkungen oder tauschte Adjektive gegen meistens schwächere Synonyme aus.

Bei dem Papier vor ihr handelte es sich bereits um die vierte Fassung, welche Johannes ihr vorlegte, und sie fand immer noch einen Makel. Obwohl Johannes sie für eine zwanghafte alte Kuh hielt, die ihre Minderwertigkeitsgefühle auf diese Art kompensierte und deren ganzes Gebaren lediglich Ausdruck ihrer eigenen Unsicherheit war, setzte er dennoch seine interessiert-sachliche Miene auf, die er sich für solche Fälle zugelegt hatte und betrachtete die Seite eingehend. „Nein, tut mir leid. Da muss ich passen. Mir fällt nicht das Geringste auf.“

„Sagt ihnen der Begriff Gender Mainstreaming etwas, Herr Bernhard?“, fragte sie und spitzte die Lippen.

Johannes blies die Backen auf und legte sich seine Worte in der Gewissheit zurecht, dass er sich auf gefährliches Terrain begab. „Ja, das hat was mit Geschlechtergleichstellung zu tun, wenn ich recht in der Annahme gehe“, sagte er und versuchte unbekümmert zu klingen, obwohl er schon ahnte, dass seine Vorge-

setzte wieder einmal eine Seelenfolter an ihm vornehmen würde.

Ihr Blick wurde strenger, und sie fixierte den jungen Mann wie Kaiser Nero den gefallenen Gladiatoren im Kolosseum. „Gender Mainstreaming bezeichnet den Versuch, die Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen und Bereichen durchzusetzen. Und das gilt auch für unseren Schriftverkehr, wo wir eine geschlechtsneutrale Sprache anstreben.“

Spar dir deine Oberlehrerallüren, dachte Johannes, sagte jedoch: „Und was stimmt jetzt an diesem Entwurf nicht?“

Sie tippte mit ihrem manikürten Zeigefinger auf die Adresszeile.

Johannes überlegte ein paar Herzschläge. „Also bei mir fällt der Groschen immer noch nicht.“

„Jetzt sagen sie mir nicht, ihnen fällt an der Adresszeile nichts auf.“ Sie verzog den Mund zu einer Schnute.

Johannes raufte sich die Haare, während er sich mit den Ellbogen auf der Tischplatte abstützte und die Adresszeile Buchstabe für Buchstabe durchging. „Tut mir leid. Dort steht nur, dass die Post an die Mitglieder des Stadtrates geht, sonst nichts. Die einzelnen Adressen klebt unsere Schreibkraft nachher mit Etiketten außen auf den Briefumschlag.“

„Dort steht, dass wir unser Schreiben an die Mitglieder des Stadtrates richten, es muss aber heißen an die Mitgliederinnen und Mitglieder des Stadtrates. Sie haben nur die männliche Form genommen. Wie oft soll ich ihnen noch sagen, dass man Kolleginnen und Kollegen schreibt oder Bürgerinnen und Bürger. Machen sie das extra?“

„Ja, äh, ich meine, nein, aber in diesem Fall verhält es sich doch anders, hier muss es rein grammatikalisch nur Mitglieder heißen ...“, versuchte Johannes sich zu rechtfertigen.

Sie schnitt ihm mit einer herrischen – keiner fraulichen – Geste das Wort ab. „Werden sie mir hier jetzt nicht frauenfeindlich! Ansonsten

müssen wir uns mal mit unserer Frauenbeauftragten zusammensetzen.“

Es heißt Gleichstellungsbeauftragte, du Pfeife, dachte Johannes und sagte betont ruhig: „Nein, Frau Pfefferkorn-Schmidt, so meinte ich das natürlich nicht. Es war nicht meine Absicht, die Frauen an sich zu diskriminieren, aber sehen sie doch, das grammatikalische Geschlecht des Wortes Mitglieder ist ein Neutrum, also sächlich.“ Am liebsten hätte Johannes noch hinzu gefügt, dass man nicht jede beliebige Wörtin in die weibliche Förmin umwandeln kann, doch dies hätte mit Sicherheit zur Folge gehabt, dass sein Zeitvertrag nicht verlängert werden würde und er wieder mal auf der Straße stände.

Ihre Wangen hatten einen leichten Rotton angenommen. „Wenn sie ein Problem mit der Gleichberechtigung der Frau haben, auch grammatikalisch, dann ist das nicht mein Problem.“ Sie schob ihm energisch die Mappe zu. „Wir haben eine Dienstanweisung, welche eine geschlechtersensible Sprache vorschreibt.

Und nun handeln sie entsprechend der Anweisung!“

Obwohl viel einzuwenden gewesen wäre, entgegnete Johannes nichts. Er verfügte an diesem Morgen einfach nicht über genug emotionale Kraft, um über solche Dinge zu diskutieren. „Ganz wie sie wollen“, sagte er emotionslos, nahm die Mappe und verließ ohne ein Wort zu verlieren das Zimmer.

„So viel zu den Feinheiten der deutschen Sprache“, murmelte er auf dem Flur zu sich selbst. Im Grunde war es ihm egal, was in der Adresszeile stand, ihr Name würde unter dem Schreiben stehen. Doch er brauchte diesen verdammten Job, der vorerst auf achtzehn Monate befristet war und so etwas wie eine Art Eingliederungsprogramm für Langzeitarbeitslose vom Arbeitsamt darstellte. Da er eine gewisse professionelle Faulheit schon immer richtigem Arbeiten vorgezogen hatte, konnte Johannes es sich mangels Alternativen trotzdem vorstellen, bis zur Rente im warmen Schoß des öffentlichen Dienstes zu bleiben,



obwohl er die Arbeit als sinnentleert empfand. Doch die Chancen für eine Vertragsverlängerung waren vorhanden, ja weiß Gott, womöglich sogar für eine Festanstellung. Es gab Personalbedarf in diesem Amt durch in den Ruhestand ausgeschiedene Mitarbeiter und Todesfälle. Letzten Endes hing alles von Frau Pfefferkorn-Schmidt als Vorgesetzte ab. Würde sie gegenüber dem Bürgermeister eine Empfehlung aussprechen und dieser gegenüber dem Stadtrat, dann wäre die Sache gebongt, und Johannes Leben könnte wieder ein klein wenig bergauf gehen. Aus diesem simplen Grund durfte er es sich nicht mit seiner Chefin verscherzen, sonst würde sein Zeitvertrag auslaufen und ihm das soziale Exil drohen – dann wäre er draußen, überflüssig, illegitim, sozial parasitär. Johannes war dies schon einmal gewesen, wo er bitter erfahren musste, dass jegliches Selbstwertgefühl eines Menschen immer nur von außen über die erbrachte Leistung vermittelt wird und er selbst in der Gesellschaft an sich keinen Wert besaß.

Also ließ er alle Schikanen getrost über sich ergehen, welche sie an ihm durchexerzierte. Als Problem kam noch hinzu, dass Johannes studierter Volkswirt war und für buchhalterische Arbeiten im Grunde hoffnungslos überqualifiziert. Jedoch wenn man als Akademiker nach dem Studium jahrelang nie in seinem Beruf gearbeitet und der Arbeitsmarkt für derartige brotlosen Künste ohnehin wenig übrig hatte, stellte man keine Fragen. Ein Bettler nimmt schließlich, was man ihm gibt.

Frau Pfefferkorn-Schmidt hegte eine tiefe Abneigung gegen ihn, das war Johannes heute wieder klar geworden. Es würde schwer werden, diesen Job zu bekommen. Der Morgen hatte somit denkbar schlecht begonnen, was ihn jedoch nicht allzu sehr aus der Bahn warf, denn seit er hier war, hatte er sich ein dickes Fell und ein gerütteltes Maß an Lethargie zugelegt.

Unter dem kalten Licht der Neonlampen schlurfte er zurück in sein Büro. Der Flur lag ruhig vor ihm. Es war noch nicht viel los heu-

te Morgen. Das Rathaus wirkte wie ausgestorben, da viele Mitarbeiter bei ihren morgendlichen Kaffeerrunden waren. Alles was er vernahm, waren seine Schuhsohlen, die schmatzende Geräusche auf dem Boden verursachten. In seinem schäbigen Büro angekommen, setzte er sich an den Schreibtisch und blickte das Fenster hinaus in den Herbstregen, der in Böen beinahe senkrecht über den Boden getrieben wurde.

Den Rest des Tages ließ Johannes sich treiben, versuchte möglichst wenig an Frau Pfefferkorn-Schmidt zu denken und erledigte seine Arbeiten pflichtbewusst, ohne dabei Freude oder Zerstreuung zu finden.

Gegen sechzehn Uhr ging er an den Zeiterfassungsterminal und verließ das Rathaus. Mit eingezogenem Kopf und hochgeklapptem Mantelkragen lief er unter dem Regen hindurch, der unentwegt auf ihn eindrosch. Es wurde allmählich kalt. Der Winter stand vor der Tür. Obwohl es erst Ende Oktober war, spürte Johannes wie die kalte Jahreszeit all-

mählich näher kroch und das Jahr sich dem Ende zu neigte. Alles in allem war es ein beschissenes Jahr gewesen mit einem üblen Frühling, einem armseligen Sommer und einem bitteren Herbst. Bald käme der kalte zitternde Frost mit dem das Jahr sterben würde. Johannes war nicht traurig, dass es zu Ende ging. Seit langem war sein Leben grau und irgendwo zwischen Fadheit, Langeweile und Depression angesiedelt.

Er rannte Richtung Parkplatz. Es regnete immer stärker. Die in Schwarz gehaltenen Wolken zogen schnell am Himmel, als würden sie irgendwo am Ende der Stadt zu einem Begräbnis eilen. Schnell zückte er die Autoschlüssel und flüchtete hinter das Steuer seines fünfzehn Jahre alten Golf. Gerade als er den Schlüssel im Zündschloss drehen wollte, sah er ein Stück durchweichtes Papier, welches zwischen Scheibenwischer und Frontscheibe eingeklemmt war. Johannes vermutete eine Art Speisekarte des neuesten Pizzaservice oder eines Chinarestaurants in der Stadt. Er

schaltete den Scheibenwischer ein, in der Hoffnung, dass dieser das Blatt einfach abstreifen würde, so könnte der Fahrtwind den Rest besorgen und das Blatt bliebe irgendwo im Rinnstein liegen. Jedoch nicht so in diesem Universum. Eingeclipmt vollführte das Blatt Papier jede Bewegung des Wischers mit. Notgedrungen stieg Johannes aus und zog das durchweichte Blatt unter dem Scheibenwischer hervor. Gerade als er es zusammenknüllen und wegwerfen wollte, bemerkte er, dass es sich nicht um ein Werbeblättchen oder eine rudimentäre Speisekarte handelte, sondern um ein kariertes DIN-A4-Blatt, welches in der Mitte gefaltet war. Johannes fand auf Anhieb keine Erklärung, warum ihm jemand etwas Derartiges an die Windschutzscheibe klemmen sollte. Womöglich eine geheime Verehrerin? Johannes schmunzelte bei dem Gedanken. Dann doch wohl eher eine rüde Nachricht vom Hausmeister, da Johannes in irgendeiner Form gegen die rathäuslichen Dienstparkvorschriften verstoßen hatte.

Mit einer gewissen Spannung fingerte er das nasse Papier auseinander. Seine Augen weiteten sich sofort. Jemand hatte wie in einem Kriminalroman Buchstaben, Wörter und Silben aus einer Zeitung ausgeschnitten und zu einem Text zusammengesetzt.

*Ich bin dein Freund. Ich sehe Tag für Tag dein Leid. Das Schicksal war dir nicht immer wohl gesonnen. Du glaubst, du bist ein im Leben Gescheiterter. Sei beruhigt, ich kann dir helfen. Ich weiß, du wirst dich sträuben, aber am Ende wird alles gut. Vertrau mir.*

*Du hast jetzt nur zwei Möglichkeiten: Gehst du zur Polizei, nachdem du diese Nachricht gelesen hast, töte ich deine kleine Tochter, benachrichtigst du nicht die Bullen, murkse ich die miese Drecksau am Ende des Korridors ab, die dich so leiden lässt.*

*Du hast die Wahl.*

*Ein Freund*

Ein Gefühl von Unwirklichkeit überkam Johannes, und ihm war, als rutsche ein Eiszap-

fen seine Wirbelsäule hinab. Es musste sich um einen derben Scherz handeln. Doch selbst wenn es so war, Johannes kam sich irgendwie entblößt vor. Immerhin wusste der anonyme Schreiber, dass er eine kleine Tochter hatte und zudem schien derjenige die Überzeugung zu hegen, dass Johannes und Frau Pfefferkorn-Schmidt nicht gerade die besten Freunde waren – sofern mit der miesen Drecksau tatsächlich Frau Pfefferkorn-Schmidt gemeint war. Johannes hatte noch nie mit einem Menschen, geschweige denn mit einem Arbeitskollegen darüber gesprochen. Sah man ihm so deutlich an, dass er für seine Vorgesetzte – wenn nicht gerade Hass – so doch ein hohes Maß an Antipathie empfand? Stets bemühte er sich im Umgang mit ihr unbekümmert zu wirken, nahm ihre Eskapaden hin und war bemüht sich nichts anmerken zu lassen. Auch wenn solch eine Art Anpassungsdruck ihn irgendwann auffressen würde, fasste er immer aufs Neue den Vorsatz, sich zusammen zu nehmen und weiterhin gute Miene zum bösen

Spiel zu machen, um seinen Job auf längere Sicht behalten zu können. Selbst wenn Frau Pfefferkorn-Schmidt ihn nie loben würde, wusste er dennoch, dass sie seine Arbeit in gewisser Weise schätzte. Denn auch sie war auf funktionierende Mitarbeiter angewiesen und von denen gab es im Rathaus wenig. Die breite Masse war faul und renitent.

Anders herum betrachtet, lag es auf der Hand, dass niemand diese Frau leiden konnte, da sie jedem durch ihre bestimmende Art vor den Kopf stieß. Niemand mochte sie, doch jeder hielt sich mit ihr, da sie durch das richtige Parteibuch viel Rückhalt aus dem Stadtrat hatte, daneben unterhielt sie freundschaftliche Kontakte mit dem Bürgermeister. Unter diesen Voraussetzungen war Arbeitsleistung nur zweitrangig.

Was jedoch Johannes ungleich näher ging, war dass seine Tochter mit ins Spiel gebracht wurde. Emily war für ihn der wichtigste Mensch auf Erden, sein Fixpunkt in einem vom Chaos dominierten Universum. Im



Grunde war sie es, die ihm die nötige Kraft gab, morgens aufzustehen. Mit ihren sieben Jahren war sie erzgescheit und die einzige Person, die in ihm noch Freude oder Verwunderung hervorrufen konnte. Seit der Trennung von seiner Frau sah er seine Tochter nur noch selten. Allein die Tatsache das Kind nur jedes zweite Wochenende zu sehen, folterte und quälte ihn. Emily war für ihn die Luft zum Atmen, und seit er sie so selten sah, fühlte er sich ein Stück weit gebrochen und verlassen im Verlies seiner dunkelsten Gedanken. Ohne seine Tochter und die Gewissheit, dass sie lebte und es ihr gut ging, wäre das ganze Leben nur noch ein absurdes Spiel gewesen, das wie ein Mühlrad immer nur das Mehl der Trübsal mahlte.

„Krankes Schwein!“, zischte Johannes. Wut keimte in ihm auf. Wer auch immer die Nachricht dort angebracht hatte, es musste sich um jemanden der Kategorie Arschloch handeln und davon hatten sie einige im Rathaus. Natürlich würde jeder klardenkende Mensch, so

er den Verdacht eines Mordes erwägen würde, zur Polizei gehen. Und vermutlich genau darauf spekulierte dieser Jemand. Das Polizeirevier war direkt schräg gegenüber vom Rathaus und vielleicht wartete derjenige darauf, dass Johannes schnurstracks ins Polizeirevier spazierte, damit er oder sie sich von ihrem Bürofenster aus einen Ast lachen konnte, wenn jene geschundene Kreatur aus dem ersten Stock, die Polizei alarmierte. Diesen Gefallen wollte Johannes niemandem tun.

Immerhin war dem Einfall, auch wenn er noch so morbide war, nicht eine gewisse Originalität abzusprechen, wenngleich die Sache mit den ausgeschnittenen Buchstaben und Wörtern aus einer Tageszeitung ein wenig Klischee beladen anmutete. Dennoch musste es eine gewisse Mühe bereitet haben, die erforderlichen Buchstaben, Wörter und Silben zu finden und zusammensetzen, um die komplette Botschaft zu erhalten.

Johannes betätigte den Scheibenwischer, um besser durch die Scheibe sehen zu können, an

welcher der Regen gleich Tränenbächen hinab rann. Er warf einen Blick auf die dem Parkplatz zugewandte Seite des Rathauses, ob womöglich der Scherzbold an einem der Fenster stand und ihn beobachtete. Doch alles was er sah, war die schiefergraue Wolkendecke, die sich auf den Fensterscheiben spiegelte. Weil hinter den meisten der Fenster kein Licht brannte, hätte der anonyme Schreiber hinter der Scheibe stehen können, ohne bei diesem trüben Wetter von außen gesehen zu werden. Mithin ein idealer Beobachtungsposten. Johannes schüttelte die Gedanken ab, startete stattdessen seinen altersschwachen Wagen und steuerte in Richtung Hauptstraße.

## KAPITEL 2

Allein der Gedanke, dass überhaupt jemand in Erwägung zog seiner Tochter etwas anzutun – egal ob im Scherz oder tatsächlich –, hing während der gesamten Autofahrt über seinem Gemüt wie feuchter Nebel. Eigentlich hatte Johannes vorgehabt, nach Feierabend beim nahegelegenen Imbiss-Pavillon auf eine doppelte Currywurst mit Pommes vorbeizuschauen, doch der Gedanke an die mysteriöse Botschaft, die nun zusammengeknüllt in seiner Manteltasche lag, hatte sich in ihm eingenistet und gebar die scheußlichsten Erwägungen. Was wäre, wenn es nun doch ein Psychopath war, irgendein Irrer, der zuviel schlechte Filme gesehen hatte und sich nun an der Pfefferkorn-Schmidt vergreifen würde? Dann hätte Johannes ihren Tod quasi mit auf

dem Gewissen, da er nicht die Polizei eingeschaltet hatte. Im Umkehrschluss bedeutete ein Besuch bei der Polizei aber auch, dass Emily etwas zustoßen könnte ... dann doch lieber seine Vorgesetzte.

Alles Abwägen trug nichts zu seiner Beruhigung bei, sodass er eine höchst illegale Handbremswende vollführte und aus der Innenstadt heraus Richtung Neubaugebiet fuhr. Er wollte zu seiner Tochter, einfach nur mal nach dem Rechten sehen.

Seine Exfrau und er hatten damals nach ihrer Trennung das Umgangsrecht mit Emily praktisch bis auf die Minute von Anwälten regeln lassen. Jennifer hatte darauf bestanden, eine verbindlich festgelegte Regelung zu treffen. Das hieß, dass das Kind jedes zweite Wochenende bei ihm war und in den großen Ferien zwei Wochen am Stück, mehr nicht. Aus diesem Grunde reagierte seine Exfrau immer sehr empfindlich, wenn er, so wie jetzt, einfach mal unangekündigt auftauchte. Einmal war es ihm tatsächlich gelungen seine Exfrau

breitzuschlagen, um Emily an einem Wochentag für eine Stunde zum Rollschuhfahren abzuholen. Johannes hatte all seine Überredungskunst anwenden müssen und seine Exfrau gab schließlich klein bei. Er erinnerte sich noch genau an diesen herrlichen Nachmittag im Sommer, Emily und er hatten soviel Spaß gehabt. Als Emily sich jedoch böse das Knie aufschlug, setzte es natürlich später was von Jennifer. Johannes, der ihre Reaktion für übertrieben hielt, blieb ruhig und gefasst – noch ruhiger und gefasster als bei seiner Vorgesetzten. Jedoch war am Ende klar, dass dies die erste und letzte Ausnahme betreffend des festgelegten Umgangsrechts gewesen war.

Johannes steuerte in die Wasserturmstraße und kam vor der Hausnummer Sieben zum Stehen. Durch die regenverschmierte Scheibe betrachtete er das wunderschöne freistehende Einfamilienhaus im Maisonette-Stil, das in einem von einem Jägerzaun geschützten Vorgarten stand, in dem Beifuss mit Lorbeersträuchern und weißem Dill um die Vorherr-

schaft kämpfte – und das früher einmal ihm gehört hatte. Ein schmaler Schotterweg führte zum Hauseingang, über dem sich im Sommer ein mit Rosenbüschen drapierter, schattiger Laubengang wölbte.

Durch ein Fenster im Erdgeschoss sah er in die Küche, wo eine atemberaubend schöne Frau mit kupferrotem wehendem Haar herum hantierte, die einmal ihm gehört hatte. Jennifer wurde dieses Jahr vierunddreißig, aber sie konnte immer noch den Autoverkehr zum Stehen bringen. Johannes fand ihr Gesicht mit der hohen Stirn, den kühn hervortretenden Wangenknochen und den ideal verlaufenden Augenbrauen, unter welchen zwei grüne Augen hervorstachen, immer noch wundervoll. Trotz allem was geschehen war, konnte er immer noch keinen wirklichen Groll gegen sie hegen.

Sie war ihm damals fremdgegangen. Emily war zuvor gerade vier Jahre alt geworden. Es war dieser verdammte Skiurlaub in der Schweiz gewesen, in den sie mit einer Freun-

die gefahren war, während Johannes mit der Kleinen zuhause blieb. Zum einen damit Jennifer mal alleine ausspannen konnte, und zum anderen, weil Johannes noch dieses verdammte Manuskript an den Verlag abliefern musste. In ihrem Urlaub lernte sie einen Mann namens Heiko kennen, einen jungen Rechtsanwalt, und landete mit ihm im Bett. Jennifer kam aus dem Urlaub zurück und war nicht mehr die Selbe. Anfangs merkte es Johannes nur an Kleinigkeiten, bis sie schließlich kalt und abweisend wurde und am Ende offen feindselig. Es kam recht schnell heraus, und Jennifer konnte oder wollte es Johannes nicht mehr verheimlichen. Zu Beginn redeten sie noch darüber, dann stritten sie. Er hätte ihr am Ende womöglich verzeihen, aber sie wollte gar nicht mehr zu ihm zurück. Irgendwann packte sie ein paar Sachen ein und zog mit Emily zu Heiko, ein Bundesland und hundertfünfzig Kilometer weiter. Mit dem Verlust von Jennifer wäre Johannes eines Tages klar gekommen, aber nicht wenn ihm jemand sei-



ne kleine Tochter wegnahm. Als sie gegangen waren, weinte Johannes drei Tage und drei Nächte.

Jennifer blieb Monate lang weg, in denen er seine Tochter nur sporadisch sah. Um sie wieder in seiner Nähe zu haben, entwickelte Johannes schnell einen Plan, indem er Jennifer den Rest ihres spärlichen Vermögens und ihr Haus überließ, ohne eine Gegenleistung dafür haben zu wollen. Er nahm Kontakt zu ihr auf, gab sich vernünftig und erklärte, er wolle ihr sämtlichen Besitz zum Wohle ihres Kindes überlassen. Er selbst würde vorerst wieder ins elterliche Haus zu seiner Mutter ziehen, bis sich etwas anderes anbieten würde. Solch ein Angebot konnte eine Frau, die im Begriff war sich scheiden zu lassen, nicht ausschlagen. Letztlich schlug sie ein und nahm Heiko gleich mit, der sich ins gemachte Nest setzte.

Doch auch diesen Hieb steckte Johannes weg, schließlich hatte er erreicht, was er wollte. Mit etwas zeitlichem Abstand schätzte Johannes ihre Ehe auch etwas nüchterner ein. Er hatte

Jennifer geliebt, mit jedem ihrer wundervollen Haare und jeder Fieber ihres biegsamen Körpers, doch bei ihr war Johannes sich nicht so sicher. Mag sein, dass es eine Zeitlang ihre Art von Liebe gewesen war, jene Art von Liebe zu der sie eben fähig war. Doch wenn das, worauf die Liebe sich gründete wegfiel, dann starb auch die Liebe an sich. Das war Johannes rückblickend klar.

Als sie sich kennenlernten, hatte Johannes seinen ersten und zugleich auch letzten Bestseller als Romanautor gelandet. Während seines Studiums der Volkswirtschaftslehre hatte Johannes schon mit der einen oder anderen Kurzgeschichte in verschiedenen Magazinen auf sich aufmerksam gemacht. Als das Studium sich dem Ende zuneigte und sich bei Johannes absolut keine Lust auf so etwas wie eine Karriere einstellte, schrieb er aus purer Verzweiflung innerhalb von drei Monaten ein Buch, das durch eine unglaubliche Verkettung von unglaublichen Zufällen von einem großen deutschen Verlag publiziert wurde.

*Ein Schoß voll abgeschnittener Zungen* entwickelte sich wenige Monate nach seiner Veröffentlichung zum Bestseller. Sogar der Feuilleton, der Horror-Romane normalerweise nicht mit der Kneifzange anfasste, rühmte das Werk mit überschwänglichen Worten. Unter anderem war zu lesen, dass das Buch Charakterstudien und Milieuschilderungen enthalte, die Stephen King vor Neid erblassen lassen würden. Als er später irgendwann jedoch im neu aufgelegten *Literarischen Quartett* besprochen wurde, fragte Johannes sich ernsthaft, was er falsch gemacht hatte.

Nach seinem ersten Erfolg fand Johannes auch schnell einen neuen Freund – das Finanzamt.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.

Einige unserer Bücher wurden vertont.  
Die Hörbücher finden Sie unter  
[www.talkingbooks.de](http://www.talkingbooks.de)



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)